Timm Beichelt

# Homo Emotionalis

## Zur Systematisierung von Gefühlen in der Politik

Springer VS

# Homo Emotionalis

Timm Beichelt

# Homo Emotionalis

## Zur Systematisierung von Gefühlen in der Politik

Springer VS

Timm Beichelt
Europa-Universität Viadrina
Frankfurt (Oder), Deutschland

ISBN 978-3-658-34228-9 ISBN 978-3-658-34229-6 (eBook)
https://doi.org/10.1007/978-3-658-34229-6

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung der Verlage. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.
Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag, noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Planung/Lektorat: Jan Treibel
Springer VS ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH und ist ein Teil von Springer Nature.
Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

# Vorbemerkung und Danksagung

In einem bekannten Aufsatz aus dem Jahr 1972 skizziert Karl Popper die „Logik der Sozialwissenschaften“ als eine immerwährende Abfolge von Versuch und Irrtum. Wissenschaftler*innen produzieren Wissenschaftswissen, das von vornherein darauf angelegt ist, widerlegt zu werden. Daher handelt es sich um tentatives Wissen – um ein Wissen, von dem man schon weiß, dass es bald überholt sein wird.

Als einen tentativen Versuch sehe ich auch den vorliegenden Band an. Seine ursprüngliche Motivation speiste sich aus dem Eindruck, der Einfluss der Gefühle auf politisches Handeln werde zwar viel beschworen und häufig analysiert, aber nur selten in einen systematischen Zusammenhang gebracht. Dies, so scheint es mir, geht auf ein fragmentiert vorliegendes Wissen zurück. Dadurch ist die Emotionenliteratur von gut begründeten, aber in der Sache gegensätzlichen Thesen geprägt. Beispielsweise wird die Rolle der Wut von manchen Autor*innen als produktiv, von anderen dagegen als hinderlich für einen zivilisierten politischen Prozess angesehen. Oder der Patriotismus, definiert als emotionale Verbundenheit mit der eigenen Heimat oder Nation: Manche halten ihn für eine Lösung zur Überwindung gesellschaftlicher Desintegration, während ihn andere an der Wurzel von Ausgrenzung und innerer wie äußerer Feindseligkeit sehen.

Zu Beginn meines Interesses für Emotionen in der Politik bin ich davon ausgegangen, die kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung sei auch bei diesem Gegenstand in der Lage, am Ende zutreffende von nicht zutreffenden Thesen zu unterscheiden. Je tiefer ich mich allerdings einarbeitete, desto stärker wuchs mein Unbehagen. Recht offensichtlich sind einige der einflussreichsten Werke der sogenannten Emotionentheorie im Überzeugungseifer geschrieben, und noch offensichtlicher wird ihnen mit heftiger Zustimmung oder Ablehnung begegnet; ich denke etwa an symbolisch umkämpfte Werke von Pankaj Mishra, Martha

Nussbaum oder Francis Fukuyama. Ab einem bestimmten Punkt der Beschäftigung mit Emotionenpolitik lässt sich nicht mehr darüber hinwegsehen, dass wissenschaftliche Urteile über die Emotionen in der Politik häufig mit emotionaler Emphase gefällt werden. Die Einordnung und Analyse von Emotionenpolitik wird nicht von neutralen Beobachter*innen vorgenommen, sondern von Menschen, die ihren jeweils eigenen Emotionen folgen. Warum auch nicht? Wissenschaft wird von *Humans* betrieben, nicht von wesenlosen Analysemaschinen. Speziell in der Emotionenpolitologie muss dann aber die Frage gestellt werden, ob Emotionalität in der Emotionenanalyse möglicherweise eine systematische Auswirkung auf deren Ergebnisse hat.

In dieser zunächst unschuldig erscheinenden Frage allerdings versteckt sich ein Angriff auf das Selbstverständnis von Wissenschaft als abwägendem und autonomem Unterfangen. Denn bald stößt man bei der Beschäftigung mit Emotionen auf die verstörende neurologische Erkenntnis, *alles* menschliche Urteilen sei emotional geprägt. Erst in einem zweiten Schritt setzen Rationalisierungen ein, die das Selbst gewissermaßen rückwirkend so gestaltet, dass sie zu den emotionalen Urteilen passen. Das Gehirn versorgt den Menschen auf diesem Wege mit der Fähigkeit, die Empfindungen des inneren Selbst mit den sozialen Beziehungen in Übereinklang zu bringen. Den sozialen Beziehungen wohnen zwar auch vernunftbezogene Elemente inne. Sie zu aktivieren, erfordert allerdings gewisse Bedingungen, die ganz offenbar damit zu tun haben, dass sich das Selbst wenigstens teilweise von seinen emotionalen Gestimmtheiten lösen kann.

Wenn ich also davon spreche, nicht mehr als den „Versuch“ einer Systematisierung der politischen Emotionen zu unternehmen, steckt dahinter etwas anderes als vorgetäuschte Bescheidenheit. Je entschlossener der Anspruch der Systematisierung, desto stärker nähern wir uns einem infiniten Regress, bei dem Vernunft und Objektivität in ihrer herkömmlichen Form zur Seite gestellt werden: Das Wesen der (politischen) Emotionen kann nur mit Überlegungen ergründet werden, die ihrerseits auf Emotionen beruhen – und jene Beobachter*innen, die für sich beanspruchen, den Gefühlen entronnen zu sein, unterliegen einfach einer nicht eingestandenen Selbsttäuschung.

Der Versuchscharakter meiner Schrift besteht vor diesem Hintergrund darin, dass sie zwei nur bedingt kompatible Sichtweisen einander anzunähern sucht. Auf der einen Seite steht das Anliegen, manche typische Situationen und Konstellationen der Emotionenpolitik herauszuarbeiten – hierfür sind objektivierende Operationen nötig. Auf der anderen Seite mahnen uns die neurologische und verhaltenswissenschaftliche Emotionentheorie, skeptisch zu sein, was das Umkurven der eigenen Emotionen angeht. Die Erträge meiner Arbeit fußen daher auf einem Widerspruch, der sich nur aushalten, nicht aber lösen lässt. Sie sind einerseits

mit der anthropologischen Prämisse verknüpft, das urteilende – also das einordnende, analysierende – Selbst sei als eine nicht zu entwirrende Gemengelage von Gefühl und Vernunft anzusehen. Und sie sind gleichzeitig nur möglich mithilfe der Fiktion, sich als Beobachter dem eigenen emotionalen Bezugsapparat doch zu einem gewissen Grade entzogen zu haben. Diese erkenntnistheoretischen Hindernisse habe ich mit jenen pragmatischen Mitteln zu lösen versucht, die die Emotionen- und die Praxistheorie in seltener Eintracht nahelegen: entwickelte Routinen fortführen, sich auf Bauchgefühle verlassen, ab und zu ein Gläschen Selbstkritik.

Ein zweites Problem setzte ab März 2020 ein. Als Nicht-Neurologe, Nicht-Psychologe und als Nicht-Soziologe war ich in hohem Maße auf Fachbibliotheken und Überblickswerke angewiesen, zu denen im Zuge der Corona-Pandemie der Zugang vom einen auf den anderen Tag abgeschnitten war. Als besonders schmerzlich empfand ich, auf bereits den ins Auge gefassten Besuch einiger Fachbereichsbibliotheken verzichten zu müssen. Hier wäre ich noch auf weitere Literatur gestoßen, deren Fehlen sich im Manuskript zweifellos bemerkbar macht. Mein Buch richtet sich zwar primär an solche Leser*innen, die nicht im Bereich der Emotionenforschung spezialisiert sind. Besonders bei den einschlägig arbeitenden Forscher*innen, deren Werke ich nicht mehr berücksichtigen konnte, möchte ich mich jedoch vorab dafür entschuldigen, dass ich deutlich weniger Literaturarbeit betreiben konnte als ursprünglich geplant.

Die Wartezeiten auf noch ungelesene Literatur, auch das Überprüfen von Zitaten, verzögerten nicht nur die Fertigstellung des Manuskripts. An einigen Stellen musste ich auf sekundäres Zitieren zurückgreifen, wodurch die Gefahr der verzerrten Rezeption der Originalwerke entsteht. Ich habe zwar versucht, größtmögliche Sorgfalt walten zu lassen. Dennoch hätte es dem Manuskript sicher gutgetan, wenn die letzten Korrekturgänge bei geöffneten Bibliotheken hätten stattfinden können. Da zur Fertigstellung im März 2021 aber keine Perspektive für deren Wiedereröffnung existierte, habe ich mich entschieden, das Manuskript trotz der Unsicherheiten abzuschließen.

Während des Schreibens und bei der Fertigstellung war eine Reihe von Personen mehr als hilfreich. Ohne das Team der Europa-Studien an der Europa-Universität Viadrina wäre es nicht möglich gewesen, trotz der pandemiebedingten Einschränkungen immer wieder – und sei es punktuell – zum Schreiben zurückzukehren. Im Kolloquium des Viadrina Instituts für Europa-Studien (IFES) habe ich das Projekt mehrmals zur Diskussion gestellt; ich bedanke mich für die hilfreichen Kommentare und stets kollegialen Verbesserungsvorschläge. Ebenfalls präsentieren durfte ich Teile des Manuskripts an der Leuphana Universität in

Lüneburg sowie an der Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg. Ich danke Ferdinand Müller-Rommel, Gary S. Schaal und Florian Grotz für die Gastfreundschaft, die kritischen Fragen und die jeweils konstruktive Atmosphäre. Ebenso danke ich allen Teilnehmer*innen der Kolloquien an den beiden Universitäten. Mein Dank gilt auch Jeroen Dewulf, der mich an das Institute of European Studies nach Berkeley eingeladen hat, um mir einige Wochen ungestörter Bibliotheksarbeit zu ermöglichen.

Teile oder das Ganze des Manuskripts wurden von Christiane Barnickel, Manuel Normann und Veith Selk gelesen und ausführlich kommentiert. Mit Blick auf alle genannten Personen verbindet sich der Dank mit der Bemerkung, dass verbliebene Fehler und Fehleinschätzungen alleine zu meinen Lasten gehen. Beim Korrekturlesen, bei der Literaturrecherche und der technischen Erstellung waren Jas Holle und Elena Mikhaylova behilflich; auch Ihnen gilt mein herzlicher Dank. Bei Springer VS danke ich Jan Treibel sowie Daniel Hawig für die Begleitung des Projekts und die vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Eine letzte Vorbemerkung gilt dem Verwenden gendergerechter Sprache. Während ich mich im Vorwort direkt an die Leser*innen wende, orientiere ich mich im weiteren Manuskript an den „Empfehlungen zur ‚geschlechtergerechten Schreibung'" des Rats für deutsche Rechtschreibung.[1] Eine Inspiration hat auch meine Viadrina-Kollegin Britta Schneider geliefert. Sie forscht einschlägig, geht mit hoher Sensibilität vor und hat in den Raum gestellt, ein friedliches Nebeneinander verschiedener geschlechterbezogener Sprachformen sei ein akzeptabler Zustand.[2] Auch hierfür herzlichen Dank!

[1] Siehe https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2018-11-16_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf, eingesehen am 15.03.2021.

[2] Vgl. das Interview mit Britta Schneider in der Märkischen Oderzeitung vom 06.03.2021, S. 10.

# Inhaltsverzeichnis


**1 Einleitung** ..... 1
Literatur ..... 12

**2 Erste Annäherung: normative vs. nutzenorientierte Zugriffe auf die Emotionen** ..... 15
Literatur ..... 31

**3 Die soziale Dimension der Emotionen: der *homo emotionalis*** ..... 35
3.1 Binäre Gefühle ..... 36
3.2 Basisgefühle ..... 44
3.2.1 Angst ..... 50
3.2.2 Freude ..... 51
3.2.3 Trauer ..... 53
3.2.4 Wut ..... 55
3.2.5 Entspannung, Gelassenheit und Interesse als fünfte Basisemotion ..... 57
3.2.6 Zwischenfazit ..... 61
3.3 Reflexive Gefühle ..... 62
3.4 Zusammenführung: Das Konzept des *homo emotionalis* ..... 78
Literatur ..... 81

**4 Emotionen und politisches Handeln** ..... 87
4.1 Binäre Emotionalität: Wir- und Ander-Politik ..... 90
4.2 Basale Emotionalität: eingefärbte Politik ..... 101
4.2.1 Angstpolitik ..... 102
4.2.2 Freudepolitik ..... 116
4.2.3 Trauerpolitik ..... 127

4.2.4 Wutpolitik . . . . . 134
4.2.5 Zusammenführung . . . . . 151
4.3 Reflexive Emotionalität: politisches Emotionenmanagement . . . . 152
Literatur . . . . . 166

**5 Zusammenfassung: auf dem Weg zu einer dynamischen Konzeption politischer Emotionen** . . . . . 175
Literatur . . . . . 186

# Einleitung

1

Der Hass der Attentäter des 11. September und der rechtsradikalen Einzeltäter von Christchurch bis Halle, die Frustration in südeuropäischen Gesellschaften angesichts der Abhängigkeit vom reichen Norden der EU, die Wut der Trump-Anhänger und der Brexiteers, die Angst der von Corona und Covid-19 gebeutelten Gesellschaften in aller Welt: Fast jedes Großereignis der letzten zwei Jahrzehnte lässt sich mühelos mit Gefühlen in Verbindung bringen. Emotionen gelten als Auslöser wichtiger politischer Ereignisse. Zugleich werden emotionale Reaktionen auf politische Ereignisse als hoch relevant für deren Verständnis angesehen.

Attentate, gesellschaftliche Depression, Wutbürger, beleidigte Präsidenten und Corona-Leugner genießen dabei keinen guten Ruf. Nicht nur liegt auf der Hand, dass es konkrete Opfer einer von Emotionen geleiteten Politik gibt. Auf einer tieferen Ebene wird den Emotionen seit der aufklärerischen Wende am Ende der Renaissance eine schädliche Funktion zugeschrieben. Seither – in der Tradition von Descartes und Kant – werden die Gefühle als Gegenpol zur Vernunft gehandelt; emotionale Politik ist im Grunde ein Synonym für unvernünftige Politik. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts steht der Begriff *rational choice* für ein Weltverständnis, in dem nicht nur das Handeln von Menschen, sondern auch die Interpretation dieses Handelns ausschließlich unter dem Sonnenschirm der Vernunft stattzufinden habe. Die Verleihung des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften an Gary Becker im Jahr 1992, die sich zentral auf Beckers „An Economic Approach to Human Behavior“ (1977) bezog, kann als Höhepunkt dieser Entwicklung gesehen werden.

Allerdings konnten aufmerksame Beobachterinnen schon zu jener Zeit bemerken, dass das Weltbild der *Chicago School,* deren vielleicht wichtigster Repräsentant Becker war, brüchig wurde. Jon Elster, der ebenfalls an der University

© Der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021

T. Beichelt, *Homo Emotionalis,*
https://doi.org/10.1007/978-3-658-34229-6_1

of Chicago lehrte, hatte in „Ulysses and the Sirens“ (Elster 1979) eine Art Gegenentwurf zur naiven Theorie von *rational choice* entworfen. Bei Elster führt die Selbstbindung („binding oneself“) von Individuen zu Handlungsmustern, die einen Riss im Kern des rationalen Subjekts offenbaren. Präferenzen, Interessen und Rationalität seien, so Elster, auf unterschiedlichen Ebenen anzusiedeln. Präferenzen und Interessen seien unvollkommen („imperfect“) und führten zu „problematischen“ Rationalitäten. Auch in späteren Werken (Elster 1987, 1999) hat Elster die Idee des rationalen Handelns an psychologische Eigenschaften gebunden, über die das Selbst keine unmittelbare Kontrolle hat. Wie wir sehen werden, war damit das Fundament zu einem differenzierten Modell des Einflusses der Emotionen auf soziales Handeln gelegt.

Parallel zur ökonomischen Verhaltenstheorie schälte sich in den letzten Jahrzehnten in der Neurowissenschaft, der Philosophie, der Psychologie und der Soziologie ebenfalls ein aktualisiertes Verständnis der Emotionen heraus. Gefühle und Vernunft sind danach nicht mehr als gegeneinander abgegrenzte Bereiche des Geistes zu verstehen. Vielmehr ist in Anlehnung an die sehr unterschiedlichen Werke von Arlie Russell Hochschild (1983), Helena Flam (1990a, b), Antonio Damasio (1994, 2018 (2003)), Martha Nussbaum (2001) oder Luc Ciompi (2005) von einer untrennbaren Einheit der beiden Sphären auszugehen: Jegliches nicht-instinktive Handeln, also auch das vom Gehirn inspirierte „vernünftige“ Handeln, findet unter Beteiligung der für die Emotionen relevanten Gehirnareale statt.

Vor diesem Hintergrund erscheint es verfehlt, die gestiegene Relevanz der Gefühle vor allem mit der Angst und der Wut in Verbindung zu bringen, wie es die Liste der oben genannten realpolitischen Ereignisse nahelegt. Es erscheint zwar einleuchtend, Wut- und Hasspolitik oder die Angst vor dem vermeintlichen Corona-Superstaat als unproduktiv für das politische Gemeinwesen zu kennzeichnen. Nicht zulässig ist indes der Anschlussgedanke, Gefühle wie Angst, Hass, Trauer oder Wut als generell anti-sozial einzuordnen. Vielmehr kann auf einer generellen Ebene Frank Biess (2019) gefolgt werden, der am Beispiel der Bundesrepublik gezeigt hat, dass auch ein verdächtiges Gefühl wie die Angst in großem Umfang mobilisierende und befreiende Effekte gehabt hat und weiterhin hat. Der Verweis auf Biess ist exemplarisch zu verstehen: Nicht nur im Hinblick auf die Angst, und natürlich nicht nur mit Referenz auf die Bundesrepublik, scheinen Gefühle in vielfältigen Zusammenhängen zu Entwicklungen zu führen, die sich nicht auf einen einfachen Nenner bringen lassen.

Bei der Betrachtung der Emotionen in der Politik nehme ich dabei einen Standpunkt ein, der sich als kulturwissenschaftliche Politikwissenschaft bezeichnen lässt. Mein Interesse gilt sozialem Handeln, das in politischen Institutionen

oder durch politische Akteure stattfindet. Soziales Handeln ist in dieser Perspektive dann (und nur dann) politisch, wenn es durch politische Institutionen oder Akteure vorangetrieben wird oder auf politische Institutionen oder Akteure gerichtet ist. Diese für die Politikwissenschaft übliche Setzung wird allerdings durch das kulturwissenschaftliche Axiom durchbrochen, dass soziales Handeln immer in bestimmten Situationen und vor dem Hintergrund historischer, sozialer und kultureller Gegebenheiten geschieht. Politisches Handeln kann aus dieser Perspektive nur dann verstanden werden, wenn es vor dem jeweiligen situativen und kontextuellen Hintergrund gelesen wird (wegweisend Reckwitz 2006). Dieses Verständnis schließt nicht aus, dass bestimmte Institutionen regelmäßige politische Gegebenheiten bedingen und in besonderen Fällen sogar zu Erkenntnissen über „Gesetzmäßigkeiten" des Politischen führen können. Selbst hier muss aber geprüft werden, welche Kontexte existieren, und es wird nicht selten die Einsicht erwachsen, dass sich Akteure, Institutionen und Publikum nur selten in stabilen und (über Raum oder Zeit) ähnlichen Umgebungen bewegen.

Mit Blick auf die Gefühle in der Politik ist diese paradigmatische Verortung Fluch und Segen zugleich. Der volatile Charakter von Emotionen sowie ihre unklaren Auswirkungen auf die soziale Welt sind einerseits kompatibel damit, sich einzelnen Konstellationen und nicht größeren Variablenzusammenhängen zuzuwenden. Andererseits schränkt die kulturwissenschaftliche Perspektive die Möglichkeit ein, allgemeine – d. h. über die jeweiligen Kontexte hinausreichende – Aussagen über die Politik zu treffen. Dies gilt ungeachtet der Tatsache, dass die biologischen Grundlagen der Verarbeitung von Emotionen regelmäßigen Grundsätzen folgen (Damasio 1994; LeDoux 1998). Die individuellen und vor allem die intersubjektiven Interpretationen emotionaler Zustände sind so vielfältig, dass jeder allgemein angelegte Erklärungsansatz Gefahr läuft, übergeneralisierend zu sein.

Hinzu kommt ein weiterer Sachverhalt, der in der Kulturwissenschaft ebenfalls seit längerem diskutiert wird und dort ernster genommen wird als in vielen anderen Sozialwissenschaften. Muss bei der Betrachtung sozialer Zusammenhänge nicht berücksichtigt werden, von welchen expliziten und impliziten Vorannahmen Betrachter ausgehen? Weitgehend unstrittig ist in der Kulturwissenschaft, dass Geschlecht, die geschichtliche und soziale Situation des Beobachters sowie weitere Determinanten die Interpretation eines sozialen Sachverhalts mitbeeinflussen (vgl. etwa Epple 2011; Horstmann 2011). Andreas Reckwitz (2011, S. 1) spricht von einer „Kontingenzperspektive der ‚Kultur'".

Die Emotionen allerdings tauchen in der langen Liste der Faktoren, die die Beobachtungsperspektive beeinflussen, entweder gar nicht auf oder werden nur am Rande behandelt. Die Kulturwissenschaft greift sie bislang eher mit Blick auf

einzelne soziale Situationen auf und weniger als Faktor, der sich wie ein Filter vor das Denken, Handeln und Beobachten legt. Dies scheint mir allerdings eine Auslassung zu sein. Es gibt keinen Anlass zu vermuten, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu einer Art Sonderspezies gehören, die in ihrem Denken und sozialen Handeln die Gefühle systematisch kontrollieren können.[1] Daher stellt die Interpretation von politischen Situationen im Kontext ihrer emotionalen Prägung ein Feld dar, in dem ein weiterer Kontingenztreiber berücksichtigt werden muss: die Gefühle der Beobachtenden selbst.

Wenn die Emotionen von Kulturwissenschaftlerinnen und Kulturwissenschaftlern bei der Analyse ihrer Gegenstände nicht einfach ausgeschaltet werden können, dann müssen ihre Aussagen zu politischen Akteuren, Institutionen, Situationen und Kontexten auf eben jene emotionalen Zustände befragt werden. Das stellt uns vor ein Dilemma. Einerseits stellen die politischen Emotionen noch immer ein wenig verstandenes Phänomen dar. In Zeiten großer Verunsicherung, die geprägt sind von inneren und äußeren Angriffen auf die Demokratie in Europa und darüber hinaus, wäre ein integraler Blick auf die Emotionen und ihre politischen Wirkungen mehr als wünschenswert. Andererseits ist ein solcher Blick ganz einfach dadurch verstellt, dass ein Ernstnehmen der Emotionen eben auch die Emotionen von Beobachterinnen und Beobachtern der Emotionen in Rechnung stellen muss.

Vor dem Hintergrund des bisher Gesagten sind daher mehrere Einschränkungen zu machen, wenn es um allgemeine Aussagen um den Zusammenhang von Gefühlen und Politik geht. Erstens lassen sich stabile Bezüge zwischen Gefühl und Politik nur im Rahmen einigermaßen stabiler Kontexte unterstellen. Zweitens gilt es, politische Situationen genau herauszuarbeiten. Und drittens lenkt die emotionale Perspektive der Beobachtenden den Blick und schränkt die Objektivierbarkeit des Beobachteten ein. Nur unter Berücksichtigung dieser drei Beschränkungen lässt sich das zentrale Anliegen meines Beitrags einordnen: *Es geht mir darum, einige grundlegende Konstellationen der zeitgenössischen Emotionenpolitik herauszuarbeiten, sie in einen emotionstheoretischen Zusammenhang zu stellen und dabei die Reflexionsebenen der Beobachtung nicht zu vernachlässigen.*

[1] Empirisch untersuchen ließe sich diese Frage an den institutionellen Orten, an denen Wissenschaft politische Entscheidungen trifft, z. B. in Fakultätsräten oder im Senat einer Universität. Niemand, der Diskussionen in diesen Gremien verfolgt, wird ernsthaft behaupten, hier handele es sich um einen Raum, in dem Emotionen systematisch zurückgedrängt werden.

Auf welchen Ebenen können wir uns den politischen Emotionen auf der Gegenstandsseite nähern? Auf der einen Seite sind Bürger und Politiker emotionale Wesen, mit deren Gefühlsneigungen sich politische Akteure auseinandersetzen müssen. Auf der anderen Seite gehen von der politischen Sphäre Handlungen und symbolische Akte aus, die bei Bevölkerungen Emotionen hervorrufen.

Das Wechselverhältnis zwischen beiden Sphären lässt sich vielfältig untersuchen. Man könnte die Angelegenheit aus der Perspektive des Individuums oder des Subjekts fassen.[2] Einzelne Menschen hegen angesichts der Auseinandersetzung mit Politik bestimmte Gefühle; hier wäre wohl der Fokus auf diese einzelnen Gefühle die angemessene Perspektive. Paradigmenhaft geschieht dies in einem wenig rezipierten Buch von Luc Ciompi und Elke Endert (2011), indem beispielsweise die Nazi-Herrschaft oder das Phänomen Barack Obama mit bestimmten „Affektlogiken" in Verbindung gebracht werden. Denkbar ist auch die Betrachtung aus Sicht der Gesellschaft oder der Gemeinschaft: Gefühle wären dann über ihre kollektiven Eigenschaften zu beschreiben und zu analysieren. Einen entsprechenden Ansatz verfolgen die meisten Beiträge in einem von Christian von Scheve und Mikko Salmela (2014) herausgegebenen Sammelband. Und es wäre möglich, die Angelegenheit aus der Perspektive der Politik in den Fokus zu nehmen; es ließe sich dann vielleicht von einer Angebots- und einer Nachfrageseite des Umgangs mit Emotionen sprechen. Paradigmatisch ist hier die promiente Reflexion über „Nudging" als politikpraktische Vorgehensweise (Thaler und Sunstein 2011).

Die Vielfalt dieser Ansätze zeigt, dass das Schrifttum zur gesellschaftlichen Bedeutung der Emotionen ein seltsames Eigenleben führt. Allein im deutschsprachigen Raum liegen mehrere Werke vor, die eine Grundlegung der sozialen Rolle von Emotionen anstreben. Zu denken ist an die Dissertation von Jürgen Gerhards (1988), das Konzept des „emotional man" von Helena Flam (1990a, 2000), wichtige emotionssoziologische Weiterentwicklungen durch Christian von Scheve (2009, 2012) oder eine Reihe von Sammelwerken zur Klärung des sozialtheoretischen Stellenwerts der Emotionen, die im Umfeld von Rainer Schützeichel

[2] Im vorliegenden Text werden die Begriffe „Individuum" und „Subjekt" folgendermaßen verwendet. Von Individuen ist die Rede, wenn der Fokus auf einzelnen Menschen liegt oder wenn wissenschaftliche Kontexte von selbstbestimmten Persönlichkeiten ausgehen. Beispielsweise spricht die Forschungsrichtung des *rational choice* von Individuen. Der Begriff des Subjekts wird dagegen verwendet, wenn die Verwebung von Menschen in ihren gesellschaftlichen und/oder kulturellen Kontext im Vordergrund steht. Dies kann sich aus der Empirie ableiten, etwa wenn die Emotion der Trauer im Kontext eines bestimmten kulturellen Normensystems stattfindet. Es existieren aber auch disziplinenbezogene Setzungen, die von „Subjekten" und nicht von „Individuen" ausgehen, z. B. in der Anthropologie.

entstanden sind (Schützeichel 2006; Schnabel und Schützeichel 2012; Senge und Schützeichel 2013). Etwas später, aber nun auch schon seit einigen Jahren, hat sich eine rege Debatte um den explizit politischen Stellenwert von Emotionen entfaltet. Felix Heidenreich und Gary S. Schaal haben einen systematisch angelegten Band zu Emotionen in der politischen Theorie vorgelegt (Heidenreich und Schaal 2012), Karl-Rudolf Korte hat einen Sammelband zur Bedeutung von Emotionen in verschiedenen Feldern der Politikwissenschaft herausgegeben (Korte 2015). Eine große Zahl von weiteren Einzelbeiträgen, z. B. zu einzelnen Gefühlen oder zu gesellschaftspolitischen Teilbereichen, ließe sich sowohl in der Soziologie als auch der Politikwissenschaft nennen.

Obwohl also zahlreiche Schriften vorliegen, die als Grundpfeiler einer Politologie der Emotionen gelten können, lässt sich kaum von einem zusammenhängenden Feld sprechen. Viele Werke, auch solche mit grundlegender Intention, rezipieren die vorliegende Forschung selektiv. Dadurch ist eine eigentümliche Schieflage entstanden. Mit Blick auf die politischen Gegebenheiten in Europa und darüber hinaus ist noch vor wenigen Jahren bemerkt worden, unser Wissen über die „Emotionspolitik" sei unterentwickelt (Rüb 2015, S. 183). Wutbürger und Hasspolitiker werden vielfach beachtet, in ihren Eigenschaften und Wirkungen aber doch nur unzureichend verstanden. Es fehlt an einem Zugriff auf die politischen Emotionen, der vielleicht nicht alle ihrer Facetten einfangen kann, der aber dennoch einen Kompass bieten könnte, mit dem man sich Phänomenen wie Angst, Wut, Stolz oder Niedertracht in der Politik widmen könnte. Das vorliegende Buch schlägt eine solche Herangehensweise vor und versucht, unser Verständnis der politikrelevanten Emotionen mithilfe von Emotionstypen sowie bewusstgemachten unterschiedlichen Beobachtungsperspektiven zu schärfen.

Warum verliert sich die Literatur über die politische Bedeutung der Emotionen in vielen kleinteiligen Ansätzen? Zu erklären ist dies wohl zu einem guten Teil organisatorisch. Weder die Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS) noch die Deutsche Vereinigung für Politikwissenschaft (DVPW) verfügen über Sektionen oder Arbeitskreise, die in fester Verbindung zum Gegenstand der Emotionen stehen. Das Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, das die vielleicht wirkungsreichsten Debattenbeiträge der letzten Jahre geliefert hat (Gigerenzer 2007, 2015; Frevert 2013; Frevert et al. 2014), ist interdisziplinär angelegt und genießt schon deswegen geringe Chancen, in der Soziologie oder der Politikwissenschaft systematisch wahrgenommen zu werden.[3] Hinzu kommt, dass nur wenige Schriften des Forschungsbereichs am Max-Planck-Institut einen

[3] Vgl. https://www.mpib-berlin.mpg.de/forschung/forschungsbereiche/geschichte-der-gefuehle, eingesehen am 15.03.2021.

zeitgenössischen Fokus aufweisen und daher für die Politikwissenschaft nicht unmittelbar relevant sind.

Der Sonderforschungsbereich „Affective Societies“, an der Freien Universität beheimatet und seit 2019 in der zweiten Förderphase befindlich, steht vor dem Problem, mit (förderprofilbedingt) recht kleinteiligen Projekten ein fächerübergreifendes Verständnis herstellen zu müssen.[4] Einige der ersten Publikationen tragen daher vor allem unterschiedliche disziplinäre Kenntnisstände zusammen (Kahl 2019; Slaby und Scheve 2019). In einem programmatischen Essay legte ein gutes Dutzend Mitglieder des Sonderforschungsbereichs zuletzt ein Konzept vor, das in kritischer Absetzung zu wichtigen Schriften der Emotionensoziologie den Schwerpunkt auf emotionale Beziehungen und Praktiken legt (Bens et al. 2019). Die Autoren nehmen, nicht zuletzt auf der Grundlage der vielen Teilprojekte im Hintergrund, einen „bottom-up“-Ansatz ein und untersuchen, wie Emotionen die Funktionsweisen des Politischen gestalten (ebd., 17). Dabei knüpfen sie stärker als andere emotionenpolitologische Schulen an die Debatte um das Konfliktive der politischen Auseinandersetzung an (Bedorf und Röttgers 2010; Mouffe 2014) und gewinnen daher Anschlussfähigkeit an kritische Theorien von Politik und Demokratie. Jenseits dieses Resonanzraums scheinen mir aber die Schriften aus dem Sonderforschungsbereich noch nicht in die breitere Politikwissenschaft oder Soziologie durchgesickert zu sein.

Auf einem anderen Skalenniveau, aber im Prinzip ähnlich, stellen sich die Dinge dar, wenn man den deutschsprachigen Raum verlässt. Zwar existiert im angelsächsischen Raum eine Reihe von prominenten Schriften, die sich zentral auf die gesellschaftliche Bedeutung der Emotionen berufen und damit Standards gesetzt haben, hinter die nicht leicht zurückgegangen werden kann. Zu denken ist an Bücher aus dem Umfeld von George Marcus (Marcus et al. 2000; Marcus 2002; Neuman et al. 2007), an Martha Nussbaum (2001, 2013), Richard Thaler und Cass Sunstein (2008), Daniel Kahneman (2011) oder Arlie Russell Hochschild (1983, 2016). Wie sich zeigen wird, zerfallen jedoch jenseits dieser und einiger weiterer Werke die Wissenschaftsgemeinden ebenfalls entlang disziplinärer Grenzen oder inhaltlicher Arbeitsbereiche.

Wenn ich also im Folgenden versuche, einen Pfad durch eine Gruppe jener Schriften zu bahnen, die sich in jüngeren Jahren mit der politischen Relevanz von Emotionen auseinandergesetzt haben, ist ein unübersichtliches Feld zu durchqueren. Eine besondere Schwierigkeit stellt dar, dass eine Reihe grundlegender Werke nicht primär die Emotionen in der Politik im Auge hat, sondern diese als Teil der breiteren sozialen Sphäre behandelt. Um mit dieser Unschärfe zurechtzukommen,

[4] Siehe https://www.sfb-affective-societies.de/index.html, eingesehen am 15.03.2021.

versuche ich, die Politikbezogenheit von Emotionen aus der Perspektive einer allgemeinen Handlungstheorie zu rekonstruieren. Mein Vorschlag lautet dabei, über die Figur des *homo emotionalis* die emotionalen Komponenten politischer Ereignisse einzuordnen und zu interpretieren.[5]

Empirisch stehen dabei nicht nur solche Ereignisse im Mittelpunkt, die das Interesse der Politikwissenschaft an den Emotionen besonders dringlich gemacht haben: die Anschläge des 11. September 2001, das Brexit-Referendum, die Wahl und Abwahl Donald Trumps zum US-Präsidenten, die globale Welle der Angst rund um das Corona-Virus ab dem Winter 2020. Darüber hinaus werden Verschiebungen auf der Bevölkerungsebene betrachtet, die mit Entwicklungen wie dem „Aufstieg des Homo Sentimentalis" (Illouz 2015), dem „Homo sapiens emotionalis" (Ciompi und Endert 2011, S. 197–220) oder der zunehmenden Bedeutung von emotional aufgeladener „Identität" (Fukuyama 2018) in den politischen Prozess einhergehen.

Der Begriff der Emotionenpolitik bezieht sich damit weder allein auf die vermeintliche Psychologie der Massen noch vorrangig auf Politiker, die mit emotionalen Ausbrüchen zugleich Zustimmung und Ablehnung generieren. Ich spreche von Emotionenpolitik in einem relationalen Sinn, konzentriere mich aber in geringerem Maße als der Berliner Sonderforschungsbereich auf „Repertoires" des Sozio-Emotionalen.[6] In meiner Schrift bezeichnet Emotionenpolitik einen Modus, in dem sich (politisch) Herrschende und (politisch) Beherrschte unter Berücksichtigung der emotionalen Bestandteile von Denken und Handeln befinden. An vielen Stellen gebe ich die Dichotomie zwischen Regierenden und Regierten auf, indem ich deren gegenseitigen Bezüge in der Gesellschaft der Gefühle in den Blick nehme. Die dabei aufzufindenden „Institutionen" oder „Praktiken" (Lordon 2015; Reckwitz 2015) stellen den Gegenstand einer Emotionenpolitologie dar, mit der das Handeln eines mehrschichtigen *homo emotionalis* betrachtet werden kann.

Was aber ist eine Emotion? Da sich viele Forschungsstränge zu den Emotionen parallel bewegen, gilt hier ein altes Diktum: „Allein zum Begriff Emotion scheint es so viele Definitionen zu geben wie Autoren" (Gerhards 1988, S. 15). Allerdings existieren Komponenten, die in unterschiedlichen Forschungstraditionen mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen immer wieder auftauchen. Auf ihnen baut die vorliegende Arbeit auf. Mit den Emotionen verknüpft sind in meinem Ansatz

[5] Eigentlich müsste ich, um etwas genauer zu sein, von einem *homo politicus emotionalis* sprechen. Damit würde aber implizit eine Querverbindung zur Politiktheorie des Aristoteles (zoon politikon) hergestellt; dies würde eine falsche Fährte legen.

[6] Vgl. nochmals https://www.sfb-affective-societies.de/teilprojekte/index.html, eingesehen am 15.03.2021.

a) innere, d. h. körperliche oder physiologische Vorgänge, die das Bewusstsein teilweise oder vollständig beeinflussen,
b) jene Aspekte des menschlichen Denkens oder Handelns, die auf nicht vollständig bewusste – z. B. automatisierte, instinktive – Vorgänge der geistigen Innenwelt zurückgehen, die aber dem Bewusstsein zugleich nur partiell verfügbar sind sowie
c) intentionale Objekte, d. h. mit (subjektiver) Bedeutung aufgeladene außenweltliche Objekte, die durch die Innenwelt in irgendeiner Art bewertet werden.

Diese Konzeption setzt sich von einigen bekannten Definitionen der Emotionen ab, die in geringerem Maße an den (intentionalen) Sinnzusammenhängen der Gefühle ausgerichtet sind. Die Gefühlstheorie von Wilhelm Wundt (2007 (1874)) geht von dynamischen Gegensatzpaaren aus, nämlich Lust/Unlust, Erregung/Beruhigung sowie Spannung/Lösung. Emotionalität ist bei Wundt also über etwas gegeben, das die Philosophin Martha Nussbaum „emotions with heat" nennt (Nussbaum 2001, S. 77) – sie wird als Kontrast zu einem ruhigen physiologischen Zustand gedacht. Von diesem Verständnis grenze ich mich dahingehend ab, dass Emotionen auch in beruhigten Zuständen und Konstellationen eine Rolle spielen, nämlich in der Form routinisierter Praktiken.

Im klassischen Beitrag von William James (1884) werden Emotionen dagegen als „körperliche Veränderungen" definiert, die „direkt der Perzeption existierender Fakten folgen": Gefühle beziehen sich auf diese Veränderungen, während sie geschehen.[7] Auch ein einflussreicher Text aus den 1960er-Jahren machte sich dafür stark, an den Emotionen vor allem die körperliche Komponente zu betonen (Schachter und Singer 1962). An diesen älteren Verständnissen der Gefühle zeigt sich die heutige Soziologie und Politologie der Emotionen eher am Rande interessiert. Allerdings konzentriert sich ein Teil der aktuellen Literatur, der sich der „Affekttheorie" zuordnet und sich an Spinoza orientiert, vorrangig auf die Materialität von Emotionen (Massumi 1995; Gregg und Seigworth 2010; Thompson und Hoggett 2012). Dabei handelt es sich um einen kulturwissenschaftlich geprägten Zugang zur Emotionalität, der die Aspekte von Räumlichkeit und Körperlichkeit in den Mittelpunkt stellt.[8]

[7] „My thesis (…) is that the bolidy changes follow directly the *perception* of the existing fact, and that our feeling of the same changes as they occur *is* the emotion" (James 1884, S. 189).

[8] Ich danke Manuel Normann für diese Formulierung.

Wenn ich im Folgenden von Emotionen spreche, beziehe ich mich also auf ein Konstrukt, das – in Kongruenz mit der oben genannten Liste – drei definitorische Merkmale aufweist: a) eine physiologische Quelle, b) partielle Verfügbarkeit und c) bewertende Intentionalität. Alle drei Merkmale müssen gleichzeitig auftreten, um von einer Emotion sprechen zu können. Alternative Bezeichnungen, von denen es viele gibt, können sich natürlich auch auf einzelne dieser drei Teile oder beliebige Kombinationen beziehen. Zu denken ist etwa an den Begriff der „Empfindung", den ich mit Merkmal a) assoziiere. Keine Unterscheidung treffe ich aber zwischen den „Emotionen" und den „Gefühlen". Vielmehr setze ich sie sprachlich synonym und folge damit vor allem dem allgemeinen Sprachgebrauch im Deutschen (siehe mit ähnlicher Tendenz Bens et al. 2019, S. 17–18). Einen dritten Begriff, den Affekt, behandle ich nicht synonym zu Emotion und Gefühl. Zwar sind die Affekte in einer meiner wichtigsten Referenzschriften (Ciompi 2005) begrifflich zentral. Insgesamt stehen sie in der einschlägigen Literatur allerdings näher an den körperlichen Empfindungen (erneut Massumi 1995; Gregg und Seigworth 2010) und ziehen daher Konnotationen nach sich, die in der politologischen Behandlung nachrangig erscheinen.[9]

Die drei Komponenten, die die Emotionen ausmachen, sind an Individuen gebunden. Soziale Gruppen verfügen nicht über einen physischen Gesamtkörper und auch nicht über ein Bewusstsein; daher können sie keine Gefühle empfinden. Die Auseinandersetzung mit sozialen Emotionen steht mithin vor dem Paradox, etwas anzuvisieren, das als empirischer Gegenstand schwerlich existiert. Gefühle können sich nur innerweltlich – innerhalb eines Körpers – manifestieren. Das „Soziale" oder das „Kollektive" der Emotionen ist dagegen ein Artefakt. Es besteht in einer dreistufigen Imagination von Gefühlen: erstens als Vorstellung einer Person über die emotionalen Vorstellungen einer anderen Person, zweitens als soziale Vereinbarung darüber, was Gefühle ausmacht und drittens als Beobachtung dieser sozialen Vereinbarung.

Auf der ersten Stufe können wir uns an der These der „Spiegelneuronen" orientieren. Nach ihr werden die in Gehirnen von zwei Menschen wahrgenommenen emotionalen Zustände kopiert. Dadurch empfinden „Menschen Emotionen von

[9] Solchen Fachvertreterinnen und -vertretern, für die diskursive Hegemonien (und damit deren affektive Dimensionen) zentral sind, wird diese Setzung fragwürdig erscheinen. Ich treffe sie vor dem Hintergrund eines Politikbegriffs, der an Akteure und Institutionen mit einer der öffentlichen Befugnis zur allgemeinverbindlichen Regelsetzung gebunden ist. Ich stelle damit nicht in Abrede, dass es alternative Politikbegriffe geben kann, die sich z. B. an diskursiv verfestigten Machthierarchien orientieren. Ich habe mich für den engeren Politikbegriff entschieden, um Anschlussfähigkeit an die real existierende Politikwissenschaft zu wahren.